

## XII.

## Das braucht er nicht.

Der reiche Großhändler Richard begleitete seinen Oheim, der ihn besucht hatte, aus dem Zimmer. Der alte Herr sah etwas finster aus und sagte an der Treppe: „Erlauben Sie mir eine freimüthige Bemerkung, lieber Richard! Sie scheinen sich keiner guten Kinderzucht zu befleißigen. Ihr kleiner Sohn trägt sich gegen mich sehr unartig. Mit hastigen Schritten tritt er, wie zornig über meine Ankunft, ins Zimmer, behält seine Mühe auf dem Kopfe, und blickt mich, ohne den geringsten Gruß, so mürrisch an, als ob er Lust hätte, mich sogleich wieder gehen zu heißen. Ich für meine Person mache mir aus der Ungnade des kleinen Männleins wenig oder nichts; es sollte mir aber leid thun, wenn es sich dergleichen Unhöflichkeiten angewöhnte und sie mit der Zeit auch gegen andere Menschen ausübte. Das würde bisweilen übel ausschlagen und sein Fortkommen in der Welt erschweren. — Wie alt ist denn das Bürschlein?“

„Sechs Jahre, lieber Onkel!“ sagte Richard, und bat dringend, die Ungezogenheit des Knaben, der sich künftig höflicher aufführen solle, zu verzeihen.

Als der Kaufmann wieder ins Zimmer trat, sah ihm



Karl so vergnügt und mit sich selbst zufrieden entgegen, als ob er etwas recht Löbliches gethan und Beifall erwarte. Aber der Vater schlug ihm die Mütze vom Kopfe und sagte: „Frecher Bube, wie konntest du dich unterstehen, einem ehrwürdigen Greise so schnöde zu begegnen?“

Der Knabe brach in Zetergeschrei aus, lief in die Nebenstube, wo sich seine Mutter befand, und verklagte den Vater.

Schnell trat Frau Richard, ihr Goldsöhnchen an der Hand, mit funkelnden Augen herein. „Was heißt das?“ rief sie heftig. „Warum mißhandelst du den Kleinen?“

„Er hat den Onkel beleidiget, und soll Höflichkeit lernen.“

„Das braucht er nicht!“ schrie seine Gemahlin.

„Wie?“ — sagte der Mann. „Hör' ich recht? Er braucht nicht höflich zu seyn?“

„Nein, das braucht er nicht! Er wird einst so reich, daß er nicht nöthig hat, sich vor jemand zu bücken. Bei dem alten Onkel ist das vollends ganz überflüssig. Das ist kein vornehmer Mann.“

„Ein schöner Grund!“ erwiderte Richard. „Gerade vor den sogenannten Vornehmen soll sich Karl am wenigsten bücken. Knaben, die man bloß zu übertriebene Demüthigungen vor den Großen anhält, erzieht man zu Slaven. Aber die Weisheit des Alters und die Menschenwürde soll er ehren, und wären sie mit Lumpen umhüllt.“

„Das braucht er nicht!“

„Wir wollen für jetzt, in Gegenwart unsres Sohnes, nicht weiter darüber Worte wechseln;“ sagte Richard.

„Dir, Karl, befehle ich aber hiermit, künftig gegen den



wackern Onkel höflicher zu seyn und ihn bei seinem nächsten Besuche um Verzeihung zu bitten.“

„Das braucht er nicht!“ rief die Affenmutter nochmals, und der Vater entfernte sich schnell.

„War das nicht ein Lärm um den alten Schneekopf!“ sagte sie jetzt zu Karlchen. „Laß dich aber nicht irren, mein Kind! betrage dich gegen den Onkel nach wie vor, und an Abbitte ist vollends gar nicht zu denken. Komm lieber, wenn uns der Alte mit seinem Besuche wieder zur Last fällt, nicht in die Stube, damit sich dein Vater nicht nochmals erlauben kann, dir die Mütze vom Kopfe zu werfen. Wär' ich zugegen gewesen, er hätte das nicht gewagt.“

Sie gab ihm jetzt einen harten Thaler, um sich dafür mit Naschwerk zu versorgen und das ihm zugesügte schreiende Unrecht dabei zu vergessen.

Als der Oheim das nächste Mal wieder zum Besuch kam, war Richard nicht zu Hause. Karls Mutter empfing den guten alten Mann sehr kalt, ungeachtet sie nicht wußte, daß er sich über das geliebte Söhnchen beklagt hatte.

Nach einigen Minuten trat Karl mit trotzigen Gebärden ins Zimmer, drückte die Mütze, anstatt sie abzunehmen, noch fester auf den Kopf, stemmte die Arme in die Seiten, stellte sich so vor den Oheim, und sah ihn hohnlachend an.

„Willst du mich herausfordern, kleiner Raufbold?“ sagte der Oheim. „Gerade so stehst du vor mir! Ich weiß nicht, ob es deinem Vater gefallen würde, wenn er dich in dieser fecken Stellung erblickte.“



Karl sah die Mutter an; sie winkte ihm beifällig mit den Augen, was freilich der blödsichtige Oheim nicht bemerken konnte. Er ließ sich daher in seinem Vorsatze, des Betters Rückkunft abzuwarten, nicht stören.

Der kleine Renommist beharrte noch eine Weile in seiner drohenden Stellung. Da sich aber der alte Herr durchaus nicht weiter darum bekümmerte, so mußten andere Mittel, ihn zu ärgern, ergriffen werden.

Karl ging in die Nebenstube, schnitt aus einem bunten Bilderbogen, wie sie von den Buchbindern verkauft werden, den stattlichsten Esel heraus, heftete ihn an einen Faden, und knüpfte an dessen anderes Ende eine hakenförmig gebogene Stecknadel. Mit dieser Zurüstung, die er im Busen verbarg, erschien er wieder im Zimmer, umschlich einige Mal, wie eine lauernde Katze, des Onkels Stuhl, und ehe sich's der Alte versah, hing ihm der Esel am Rücken.

Indem dieses Kunststückchen gelungen war, trat Richard ins Zimmer. Er bemerkte sogleich das angeheftete Schandbild, weil der Oheim den Rücken der Thür zugekehrte. Erschrocken machte er nach geschehener Begrüßung einen Versuch, es heimlich bei Seite zu bringen. Er gab dem Oheim, um ihn zu beschäftigen, einen Brief zu lesen, und that indessen einen leisen Griff nach dem Esel. Allein der Alte fühlte, daß auf seinem Rücken etwas vorging, griff hastig selbst dahin, bekam unglücklicher Weise sogleich das Ehrenzeichen in die Hand, besah es mit Verwunderung und sagte lächelnd: „Damit hat mich wohl Karlchen beschenkt?“

Der feige Thäter versteckte sich hinter der Mutter. *Ri-*  
*Sangbein's sämmtl. Schr. XI. Bd.*



Richard aber fuhr auf ihn los, warf ihm mit Ohrfeigen die Mütze vom Kopfe, schleppte ihn zum Oheim und sagte: „Bitte knieend den würdigen Mann um Verzeihung!“

„Das braucht er nicht!“ kreischte die Mutter, und flog dem Liebling zu Hülfe. Vor Gott mag er die Knie beugen, aber nicht vor einem alten, unbedeutenden Menschen!“ Damit fiel sie, um ihr Söhnlein zu beschützen, ihrem Mann in die Haare; er aber schob sie sammt dem Knaben, den sie geschwind in die Arme schloß, kräftig zur Thür hinaus.

„Mäßigen Sie sich, lieber Richard!“ sagte der Oheim. „Die Sache, so weit sie mich betrifft, ist zu geringfügig; sie hätte keinen so ernstern Austritt veranlassen sollen. Ihre Frau ist mir nun einmal abgeneigt; ich weiß nicht warum? Dabei läßt sich nichts thun, als daß ich, um weiteres Aergerniß zu verhüten, Ihr Haus meide.“

Richard, darüber bestürzt, bat dringend, diesen Entschluß wieder aufzugeben.

„Nein, er steht felsenfest!“ sagte der Oheim. „Dessen ungeachtet bleiben wir die alten Freunde, lieber Richard! Besuchen Sie mich in meiner Wohnung; Sie sollen mir immer willkommen seyn. Es ist ja einerlei, ob wir in dieser oder in jener Straße mit einander plaudern.“

„So lassen Sie wenigstens das verruchte Blatt hier!“ sagte Richard, als der Oheim das Eselbild in seine Brieftasche legte.

„Erlauben Sie mir das kleine Andenken!“ erwiderte Jener. „Ich bin gewohnt, von allen Ereignissen, die mich berühren, Erinnerungszeichen zu sammeln.“

---

Als der Oheim fort war, warf sich Richard auf's Sopha und überlegte, wie er sich nun, als Gatte, Vater



und Hausherr, bezeigen müsse, um sich die werthen Söhnen nicht ganz über den Kopf wachsen zu sehen. Er machte sich Vorwürfe, daß er sich von der Begierde, sein eigenes ansehnliches Vermögen zu verdoppeln, hatte verleiten lassen, die schlecht erzogene, ungebildete Tochter eines reichen Bierbrauers zu heirathen. Er sah ein, daß ihre Rohheit die einzige Wurzel alles Uebels sey, und der Knabe je eher je lieber ihrer Verhättschelung und ihrem Quersinn entzogen werden müsse, wenn er nicht ganz verderben solle. Mit dieser Ueberzeugung beschloß er, ihn sobald als möglich einer auswärtigen Erziehungs-Anstalt zu übergeben.

Ueber dieses Vorhaben gerieth seine Gattin, als er es ihr bekannt machte, in unbändigen Zorn. Sie stampfte mit den Füßen, drohte ihm mit geballter Hand, und erklärte, daß sie sich eher das Leben als ihren Sohn nehmen lasse.

„Was soll aber aus ihm werden?“ sagte der Vater. „Der Junge ist sechs Jahre alt und kennt noch keinen Buchstaben. Er hätte längst anfangen sollen, etwas zu lernen.“

„Das braucht er nicht!“ rief sie.

„Schäme dich dieser elenden Worte, die man so oft aus deinem Munde hört!“ entgegnete Richard. „Sie sind — besonders in dem jetzigen Falle — ein Inbegriff der höchsten Unvernunft.“

Sie rannte davon, und schlug die Thür hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

---

Richard klagte seine Noth einem Geistlichen, der mit seiner Frau verwandt war und einige Gewalt über sie hatte. Dieser rieth ihm, einen Mittelweg einzuschlagen



und einen Hauslehrer anzunehmen. Zugleich erbot er sich, einen geschickten jungen Mann auszumitteln und die störrige Frau zur Duldung des nützlichen Hausgenossen zu bewegen. Richard war mit diesem Vorschlage zufrieden, und der Geistliche begab sich des folgenden Tages auf den Kampfplatz.

Er begann mit der freundlichen Vorstellung, daß es nach seinem Bedünken hohe Zeit sey, dem lieben Sohne einigen Unterricht angedeihen zu lassen.

„Das braucht er nicht!“ fuhr sie auf; denn diese Worte waren ihr, wenn von Karlchen die Rede war, zur Gewohnheit geworden.

Der Geistliche erwiderte: sie scheine ihn nicht verstanden zu haben, weil es sonst unmöglich sey, daß sie ihm so kurz und absprechend habe antworten können. Er wiederholte dann seinen guten Rath, und setzte, indem sie mit ihrem Sprüchlein schon wieder einfallen wollte, rasch hinzu: „Lassen Sie mich ausreden, werthe Frau Muhme! Sie sollen das Leid nicht erfahren, daß Ihr lieber Sohn von Ihnen getrennt würde; er soll den unentbehrlichen Unterricht in Ihrem Hause empfangen, und ich bin bereit, ihm einen wackern Lehrer zu schaffen. Sind Sie das zufrieden?“

„Ich muß wohl, da Sie die Sache so wichtig machen;“ sprach sie verdrießlich. „Aber ich bitte mir aus, daß Sie mir keinen alten grämlichen Magister mit einer Stutzperücke in's Haus bringen. Ich verlange einen Weltmann; denn mein Sohn soll und muß zu einem Weltmann erzogen werden.“

---

Der Geistliche stellte ihr nach einigen Tagen einen recht artigen jungen Mann vor. Er fand Gnade vor ihren



Augen, und ward angenommen. Ihr Gatte ließ sie schalten, um mit ihr nicht ganz zu zerfallen. Er glaubte, die Bahn sey doch nun gebrochen und die Sache auf gutem Wege.

Aber seine Frau Gemahlin ertheilte dem Hauslehrer ganz sonderbare Verhaltensbefehle. Es ward ihm täglich nur ein Stündchen zum Unterrichte eingeräumt, und ihm scharf befohlen, das liebe Kind nicht im geringsten anzustrengen, und sich aller Strafen, ja sogar aller Verweise zu enthalten.

Anfangs war Karl mit dem Unterrichte, den er im strengsten Wortsinne genoß, sehr zufrieden. Es wurden nämlich auf Veranstellung der Mutter alle Buchstaben in ihrer eigenthümlichen Form aus Zuckerteig gebacken und dem lernbegierigen Schüler zum Genuß ausgeliefert, sobald er ihre Namen, die man ihm vorsagte, nachgesprochen hatte.

Der Zuckerbäcker gewann nicht wenig dabei, weil diese Lehrart drei Monate dauerte und täglich ein frisches Alphabet gebacken werden mußte. Der naschhafte Knabe gab in jeder Lehrstunde vor, er habe die Namen der Buchstaben wieder vergessen; und so bekam er sie nochmals zu schmausen.

Endlich mußte sich der Buchstabenschlucker, wenn er nicht als blödsinnig erscheinen wollte, doch bequemen, die kleine Gesellschaft der fünf und zwanzig, die er so oft in Saft und Blut verwandelt hatte, als gute Bekannte anzuerkennen und sich ihre Namen zu merken. Nun aber gab es Dinge zu lernen, die sich nicht in den Mund stecken ließen. Das verdrosß ihn; er versäumte die meisten Lehrstunden, und niemand unterfing sich, ihn in die Schulstube hinein-zunöthigen.



Bisweilen kamen Hausfreunde, die dem jungen Herrn eine Ehre anzuthun glaubten, wenn sie mit Schmeicheltönen zu ihm sagten: „Das liebe Karlchen ist jetzt wohl recht fleißig?“ Darauf erfolgte denn immer aus dem Munde der Mutter die stereotypische Antwort: „Das braucht er nicht!“ Meistens setzte sie noch hinzu: „Er kommt einst in so glückliche Umstände, daß er allen gelehrten Plunder entbehren kann.“

Aber was lange währt, wird gut! Nach vollen vier Jahren hatte Karlchen es doch so weit gebracht, daß er mit einiger Mühe lesen und vorgeschriebene Zeilen nachmalen konnte.

Richard machte ein großes Haus, gab oft Gastmähler, und die Vornehmsten der Stadt erzeigten ihm die Ehre, seine Gäste zu seyn.

Einsmals sagte bei der Tafel ein General: Ihr Sohn, lieber Richard, wächst recht heran. Sie sollten ihn nun schon mit der Reitkunst bekannt machen. Ich kann Ihnen einen niedlichen kleinen Litthauer zuweisen, den eine junge Gräfin ein Jahr lang mit Vergnügen und ohne Gefahr geritten hat.

Richard wollte das Anerbieten ablehnen; indem er aber den Mund öffnete, nahm es schon seine Frau mit Freuden an, und Karl fiel ihr mit stürmischer Dankbarkeit um den Hals, weil er sich längst ein Reitpferd gewünscht hatte.

„Was wird der Klepper kosten?“ fragte sie.

„Fünzig Louisd'or!“ antwortete der General.

„Kleinigkeit!“ rief die Prahlerin. „Wenn und wo können wir das Pferd abholen lassen?“



„Ich send' es Ihnen morgen früh in's Haus;“ sagte der General, und der Handel war abgemacht, ohne daß Richard ein Wort dabei gesprochen hatte.

Nach Tische nahm ihn ein alter geheimer Rath bei Seite und sprach: „An ihrer Stelle, mein werther Freund, würde ich meinem Sohne in so zartem Alter noch kein Reitpferd anschaffen. Das hat durchaus nachtheilige Folgen. Ein Knabe zu Pferde bläht sich auf und blickt auf alle Fußgänger vornehm herab. Es fährt ihm unvermeidlich ein widriger Dünkel in den Kopf, der ihn durchs ganze Leben begleitet und verhaßt macht. Auch sind dergleichen frühzeitige Reiter gemeiniglich für Kunst und Wissenschaft verdorben, und selten oder nie werden sie brauchbare Menschen, sie müßten denn ihre ganze Lebenszeit der Reitkunst widmen wollen. Sollen aber die jungen Herrchen ins Buch sehen, so denken sie an den Gaul im Stall, und verlieren alle Lust, etwas Tüchtiges zu lernen.“

Richard antwortete: er sehe die Wahrheit dieser Bemerkungen vollkommen ein, danke für die freundliche Warnung, und werde die Sache rückgängig zu machen suchen. Er wagte jedoch gegen seine Frau keinen Widerspruch, um den lieben Hausfrieden, der überhaupt immer auf flüchtigem Fuße stand, nicht ganz verschwinden zu sehen. —

---

Das Pferdchen, ein netter Goldfuchs, kam an, und fünfzig Goldfüchse wanderten dafür aus dem Hause.

Gleich darauf berief man einen Bereiter, der den Auftrag erhielt, Karlichen zu unterweisen. Dabei bekam der Zuckerbäcker nichts zu thun; denn das junge Herrlein begriff die Anfangsgründe der Reitkunst so schnell, und ward



auf seinem Fuchtlein so geschwind einheimisch, daß der Bereiter gestand: er habe noch niemals einen so fähigen Schüler gehabt.

Schon nach den ersten acht Tagen unternahm der junge Roszbändiger, an des Bereiters Seite, einen feierlichen Ausritt nach der Promenade, und seine Mutter fuhr in ihrem Staatswagen hinterher, um den stattlichen Ritter, der einen rothen, mit Gold gestickten Husaren-Dollmann und gelbe Stiefeln trug, immer vor Augen zu haben und sich an dem Gaffen und Erstaunen der Zuschauer zu ergötzen.

Als Karl, der die häufigen Mundöffnungen der ihm begegnenden Leute selbst mit Vergnügen bemerkt hatte, wieder nach Hause kam, war er von einem ganz andern Geiste beseelt. Er betrug sich ungemein stolz und sah jedermann über die Achsel an. „Ich will künftig alle Tage ausreiten;“ sprach er: „aber der Bereiter hat nicht immer Zeit, mich zu begleiten, und ich will auch nicht beständig wie ein Scholar aussehen, dem der Lehrer von Schritt zu Schritt sagt, wie er den Schenkel anlegen und den Zügel führen soll. Das alles verstehe ich schon vollkommen. Ich bedarf aber eines Reitknechts, der mir des Anstandes wegen nachreitet, und allenfalls mit der Hezpeitsche dreinhaut, wenn mich vielleicht einmal eine Rotte neidischer Knaben antasten sollte. Schaffen Sie mir einen solchen tüchtigen Kerl, Mama! Er muß aber eine prächtige Livree und ein schönes Pferd bekommen. Verstehen Sie mich?“

Sie verstand und gehorchte. Der befohlene Reitknecht ward angenommen, glänzend ausgerüstet, trefflich beritten gemacht und dem jungen Herrn als sein eigenthümlicher Diener untergeben. Karl fand sich sehr gut darein.



Wenn er ausreiten wollte, rief er in's Vorzimmer hinaus: „Mein Kerl soll satteln!“ Es war lustig, diesen barschen Befehl von einer zehnjährigen Stimme, die sich einen männlichen Ton zu geben suchte, ertheilen zu hören.

Einsmals ward aber sein kindischer Hochmuth sehr gedemüthiget.

Des Reitknechts Pferd war lahm geworden; er konnte den jungen Herrn nicht begleiten. Karl ritt also allein in den Park vor dem Thore. Da vergnügten sich zehn bis zwölf Knaben auf einem freien Plage mit dem Ballspiele. Unglücklicher Weise waren es Wildfänge, die dem kleinen übermüthigen Laffen längst eine Züchtigung zugebracht hatten. Darum war es ihnen sehr erwünscht, als sie ihn ohne Begleitung seines reissigen Knechts dahertreiben sahen. Sie stellten sich ihm in den Weg und fielen ihn mit Spottreden an. Er sah sich übermannt und wollte Reißaus nehmen; aber zwei kräftige Buben ergriffen des Rößleins Schweif und hielten es daran so fest, daß es nicht von der Stelle konnte. Die andern tanzten um den gefangenen Ritter her und lachten ihn aus. Zu seinem Glücke kam das Oberhaupt des Gymnasiums, welches die Quälgeister besuchten, in der Ferne gegangen. Sobald sie die feierliche Gestalt erblickten, verstoben sie plötzlich.

Als der befreite Husar bei dem Director vorbeiritt, sagte der ernste und bisweilen etwas gröbliche Mann: „Ei, ei, wir sitzen jung schon zu Pferde! Wir wollen uns nur hüten, daß wir nicht im Alter auf den Esel kommen!“

Karls tägliche Spazierritte verschafften seinem Hauslehrer ein sehr gemächliches Leben. Er hatte für den ihm



ausgesetzten reichlichen Gehalt nichts zu thun, als Mittags bei der Tafel zu erscheinen. Nur bei schlimmer Witterung, die keinen Ausritt gestattete, ließ sich Karl bisweilen von des Vaters sanften Ermahnungen bewegen, sich ein halbes Stündchen mit Lesen oder Schreiben zu beschäftigen. Sein Lehrer schämte sich endlich, das fünfte Rad am Wagen zu seyn. Er bat, als Karl das zwölfte Jahr erreicht hatte, um seinen Abschied. Man ließ ihn ziehen und besetzte seine Stelle nicht wieder.

Karl war nun des bisher gehaltenen Verdrußes, daß er bisweilen dem Hauslehrer eine langweilige Stunde opfern mußte, völlig entlediget. Er that nichts, als daß er im Hause den Herrn spielte und sich auf den volkreichsten Plätzen der Stadt zu Pferde zeigte. Sein Fuchsen schien ihm aber jetzt zu klein. Es ward deshalb verkauft, und ein hohes, englisches Paradenpferd dafür angeschafft.

Dann und wann fragte wohl der Vater: „Willst du denn außer der Reitkunst gar nichts lernen? Willst du dich nicht bald zur Kaufmannschaft oder zu irgend einer andern Laufbahn entschließen?“ — Karl blieb stets die Antwort schuldig. War aber die Mutter dabei, so warf sie übermüthig den Kopf auf und sagte: „Das braucht er nicht!“ Dabei ließ es der schwache Vater, der sich nun einmal dem gebieterischen Willen seines herrschsüchtigen Weibes untergeordnet hatte, stillschweigend bewenden.

So hatte Karl bis in sein zwei und zwanzigstes Jahr goldene Zeit. Müßiggang und Belustigungen waren seine einzigen Geschäfte. Saß er nicht zu Pferde, so war er in Kaffeehäusern, und verspielte schon in seinem achtzehnten Jahre große Summen, die Mütterchen ohne Murren hergab.

Sein Vorbild, dem er in Allem nachzueifern strebte,



war ein junger Offizier der Garde zu Pferde, ein Graf B\*\*, der ein großes Vermögen besaß, aber auch in Verschwendung und tollen Streichen seines Gleichen suchte. Dessen Nachtreter war er überall, und erwarb sich durch seine Zudringlichkeit bisweilen die Ehre, mit ihm spazieren zu reiten. Diese Auszeichnung, worauf er sich nicht wenig einbildete, hatte er jedoch mehr seinen schönen Pferden und seiner modischen Kleidung, als sich selbst zu verdanken; denn der Graf, ein genialer Kopf, übersah den Dummling weit und empfand gegen ihn weder Achtung noch Freundschaft.

Karls übrige Gesellen, mit welchen er oft die Straßen durchtobte, waren insgesammt nichtswürdige Tageliebe. —

Ein großer, in London ausgebrochener Bankerott erschütterte zugleich viele Handelshäuser in Deutschland, und auch von Richards Vermögen ging ein ansehnlicher Theil dabei zu Grunde. Er hatte nicht Seelenstärke genug, diesen Verlust mit Gleichmuth zu ertragen. In rastlosem Gram verging er, einem Schatten gleich, und starb.

Karl vergoß keine Thräne. Er war eines lästigen Aufsehers los, der ihn noch manchmal freundlich gebeten hatte, sich in seinen Unarten und Ausschweifungen zu mäßigen. Dergleichen Ermahnungen fand er zwar immer so unstatthast, daß er sich deshalb nicht den geringsten Einhalt oder Abbruch that; dennoch waren sie ihm zuwider. Er wollte in seinem lustigen Schlaraffenleben keine unangenehme Minute dulden.

Die Mutter, die noch immer, des erlittenen Verlustes ungeachtet, ein sehr bedeutendes Vermögen besaß, ließ nun



den lieben Sohn nach seinem Gefallen verschwenden. Sein Marstall vermehrte sich in kurzer Zeit so stark, daß er nur noch von dem fürstlichen übertroffen wurde, und Pharo's Söhne plünderten ihn jetzt doppelt und dreifach, weil er noch unermüdeter als zuvor war, ihnen volle Goldbörsen darzubringen. Die thörichte Mutter verkaufte gelassen ein Staatspapier nach dem andern und kündigte die sichersten Darlehne auf, um die unermesslichen Bedürfnisse des jungen Verschwenders zu befriedigen.

Eines Tages berechnete sie die Summen, über welche sie noch zu gebieten hatte. Da fand sie mit Bestürzung, daß sie längstens nach zwei Jahren an den Bettelstab kommen würde, wenn ihr Sohn den Unsinn haben sollte, seine lustige Wirthschaft in der bisherigen Weise fortzusetzen.

Sie entschloß sich mit schwerem Herzen, ihm darüber Vorstellungen zu thun und ihn zu einigen Beschränkungen seiner tollen Ausgaben zu bewegen. Das gelang ihr aber nicht. Er widersprach ihr mit den schändlichsten Worten, und sagte ihr ins Gesicht: wenn sie ihn zur Sparsamkeit hätte erziehen wollen, sey es ihre Pflicht gewesen, früher anzufangen; jetzt sey er ein Baum, der sich nicht mehr biegen lasse.

Dieser Austritt erzeugte bei dem Undankbaren einen heftigen Groll gegen seine Mutter, und er legte ihn bei jeder Gelegenheit mit Worten und Geberden an den Tag. Er bat nicht mehr freundlich, wie sonst, um Geld; er forderte gebieterisch, was er brauchte. Mit Thränen gab sie ihm noch einige Monate lang, was er verlangte. Aber in geheim klagte sie ihre Noth ihrem Better, dem Geistlichen. Dieser schalt ihre Schwäche, mit welcher sie bisher



ihrem ungerathenen Sohne nachgegeben hatte, und ermunthigte sie, dem frechen Buben standhaft zu widerstehen.

Dazu hatte sie bald Gelegenheit. Er kam schon den folgenden Tag und forderte fünfzig Dukaten.

„Nicht Einen erhältst du!“ sprach sie rasch und fest.

Mit großen Augen trat er einen Schritt zurück und sagte: „Was für eine Sprache! Sind Mama toll geworden?“

„Das war ich bisher;“ antwortete sie: „nun aber will ich klug werden und mich von dir nicht zur Bettlerin machen lassen.“

Er gerieth in Wuth und war nahe daran, Hand an sie zu legen. Doch besann er sich noch eines Bessern und ging mit hastigen Schritten davon.

In der folgenden Nacht schlich er, mittelst eines Nachschlüssels, in die geheime Kammer, worin seine Mutter ihre Schätze verwahrte. Er erbrach die Behältnisse des baaren Geldes und der Staatspapiere, eignete sich alles Vorhandene zu und trug den Raub ohne Hinderniß in sein Zimmer. Die Mutter schlief ruhig in einem entfernten Gemache.

Am Morgen ging sie, wie gewöhnlich, in ihre Schatzkammer, um sich von dem unverletzten Zustande derselben zu überzeugen. Mit Entsetzen fand sie den Schreibtisch und den Geldkasten erbrochen. Erschüttert, wie von einem Donnerschlage, schwankte sie näher, und fiel mit einem Schrei zu Boden, als sie sich ihres ganzen baaren Vermögens beraubt sah.

Die Kammerjungfer hörte Schrei und Fall und flog herbei. Sprachlos lag die Unglückliche auf dem Fußboden.



Sie ward zu Bette gebracht, ein Arzt gerufen und Karl geweckt. Er bequeme sich ungern zum Aufstehen, ungeachtet man ihm sagte, daß seine Mutter in Todesgefahr sey. —

Sie fuhr bei seinem Eintritt zusammen, wandte das Gesicht von ihm ab, hob die Hände krampfhaft gen Himmel und verschied.

Die anwesenden Dienerinnen warfen sich am Bette nieder und erhoben ein Jammergeschrei. Aber Karl sagte ganz ruhig: „Was gibt's denn? Ist sie todt? wirklich todt? — Was ist ihr so schnell widerfahren?“

Man antwortete ihm: sie sey in voriger Nacht bestohlen worden und darüber tödtlich erschrocken.

Er gab sich den Schein der höchsten Befremdung, rannte nach der Kammer, wo er die geheime Unthat verübt hatte, und tobte dort fürchterlich über den Räuber. Hastig lief er dann fort und meldete den Vorfall, um allen Verdacht von sich abzuwenden, der Polizei und dem Kriminalgerichte. Es erfolgten Verhöre; die Stuben und Behältnisse der Dienstboten wurden genau durchsucht; doch fand man natürlicher Weise nirgends eine Spur des Verbrechens, weil man den wahren Thäter auf keine Weise zur Verantwortung zog und sein Zimmer nicht berührte. Es war jedoch schicklich, daß man wegen eines so wichtigen Diebstahls jemand festsetzte, und so ward der arme Lakai das Opfer des gerichtlichen Anstandes. Der eigentliche Verbrecher ließ mit der größten Gleichgültigkeit die Verhaftung des unschuldigen Menschen geschehen. Dieser ward einige Tage lang mit Verhören gemartert und konnte nichts bekennen. Auch war nicht der geringste Umstand



vorhanden, der den schwächsten Schatten eines Verdachtes auf ihn warf.

Das brachte denn endlich die Richter auf die Vermuthung, daß wohl niemand anders als Karl, der stadtkündige Verschwender, die That verübt haben möchte. Man ließ ihn höflich vorladen, versuchte mit den sanftesten Worten, ihn zum Geständniß zu bringen, und versprach ihm sogar völlige Straßlosigkeit. Er aber lächelte die guten Herren an und sagte: „Wie können Sie so Arges von mir denken? Was hätte mich bewegen sollen, meine gute Mutter zu bestehlen? Sie kam allen meinen Wünschen zuvor, und gab mir mehr, als ich verlangte und brauchen konnte.“ —

„Das lechte wohl nicht;“ fiel ihm der Obergericht in's Wort. „Sie könnten allenfalls Millionen bezwingen.“

Nach dieser strafenden Bemerkung entließ man ihn. Bald nachher setzte man auch den schuldlosen Diener in Freiheit. Als er aber seinen Dienst wieder antreten wollte, wies ihn Karl mit harten Worten aus dem Hause.

---

Die ganze Erbschaft betrug, mit Inbegriff eines kleinen Landgutes, nicht mehr als zwanzig tausend Thaler. Das Gütchen hatte eine sehr angenehme Lage, und die dazu gehörigen Ländereien waren vortheilhaft verpachtet; dennoch war es sogleich nach dem Antritt der Erbschaft um einen Spottpreis verschleudert, und das empfangene Kaufgeld verjubelt und verspielt.

Seine Verschwendung übersprang bisweilen die Schranken der Vernunft so weit, daß er beinahe wahnsinnig schien. Davon ein einziges Beispiel!

Es waren eben damals die kursächsischen Kassenbillets



geschaffen und in Umlauf gesetzt worden. Mit solchen Papieren in seiner Briestafche, ging er auf ein Kaffeehaus, nahm in Gegenwart der übrigen Gäste eins heraus und zündete seine Tabakspfeife damit an. Diese Tollheit lockte Zuschauer an seinen Tisch. Einige lachten, andere schalteten ihn, daß er den Werth eines Thalers so leichtsinnig in die Luft blase. Da griff er gewöhnlich, statt aller Antwort, in die Briestafche, nahm Scheine von zwei und mehrern Thalern heraus, fuhr damit ins Licht und ließ den Brand der Pfeife mit Vorsatz oft erlöschen, um seine Verschwendung bewundern zu lassen. Ein ernster Mann gab ihm einstmals darüber einen Verweis. „Sie begehen,“ sprach er, „ein Verbrechen gegen den Landesherrn, indem Sie das von ihm geschaffene Papiergeld so verächtlich behandeln.“ Darüber lachte der Bube laut und sagte: „Zeigen Sie das an, mein Herr! Der Landesherr muß sich freuen, daß ich sein Papiergeld zu Tabakszündern verbrauche; denn was ich verbrenne, das braucht er künftig nicht einzulösen.“

Bei solcher Wirthschaft war es kein Wunder, daß er im zweiten Jahre nach dem Tode seiner Mutter mit der ganzen Erbschaft rein fertig war. Er suchte nun Anleihen bei Juden und Christen; aber niemand vertraute ihm einen Thaler an, weil man wußte, daß er den Brunnen seines Vermögens bis auf den letzten Tropfen erschöpft hatte. Er mußte deshalb Pferde und Wagen verkaufen, und überlieferte die dafür eingenommenen Summen jeden Abend der Spielbank. Alles, was er noch von Werth besaß, ging denselben Weg. Bald war er ein vollendeter Bettler.



Das erfuhr sein Oheim, den er in der Jugend hart beleidiget hatte. Der ehrwürdige Greis war von seinem lieberlichen Neffen nie um Verzeihung gebeten worden, hatte jedoch schweigend verziehen, und sandte ihm jetzt, ohne Unterzeichnung seines Namens, fünfzig Dukaten. Er wickelte sie in das Papier, auf welchem der Esel, den Karl ihm einsmals anhängte, gezeichnet war. Dieser Anblick sollte den Wüßling beschämen und ihn zur Reue bewegen. Der Onkel wollte sich dann mit ihm ausöhnen und ihn, wenn er sein Leben bessere, zum Erben einsetzen. Diese Rechnung war aber falsch. Karl steckte zwar die Dukaten mit Vergnügen in die Tasche; der Onkel erhielt aber zum Dank den Esel zurück, mit der Beischrift: „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ — Darüber mit Recht erzürnt, machte der Oheim am folgenden Tage sein Testament und setzte eine fromme Stiftung zum Erben ein. —

Karl wehrte nun noch eine Weile durch allerhand Schwindeleien den Hunger von sich ab. Als er sich aber gar nicht mehr zu helfen wußte, trug er sich dem Grafen B\*\*, mit welchem er vormals in Verschwendung und Uebermuth gewetteifert hatte, zum Reitknecht an. Der Graf gewährte ihm die erbetene Stelle, und Karl freute sich, daß er wieder reiten konnte, wenn auch nicht, wie vormals, an der Seite des Grafen. Er war so tief gesunken, daß es ihm nicht sonderlich schwer ward, den Rücken seines Herrn immer im Auge zu haben und sich in Livree seiner Vaterstadt zu zeigen, die ihn von Jugend auf und nur noch einige Jahre zuvor in unmäßiger Pracht und Herrlichkeit gesehen hatte. Es gab sogar Leute, denen er jetzt besser als ehemals gefiel, weil er doch nun sein



Brod verdiente, und nicht mehr als unbeschäftigter Taugenichts herumschwärmte.

Als er aber ein Jahr lang recht ordentlich Pferde gestriegelt und gesattelt hatte, verließ ihn sein guter Geist wieder. Der Graf machte eine Reise zu Pferde, und sein zweiter Reitknecht begleitete ihn. Karl und ein Stalljunge blieben zur Abwartung der daheim gelassenen Rosse zurück. Es war gerade um die Zeit der Leipziger Messe. Dieser Umstand brachte den liederlichen Menschen auf den Einfall, einen Ritt nach Leipzig zu machen und sein Glück am Pharotische zu versuchen. Gegen seinen jungen Kameraden gab er vor: er habe von dem Grafen einen Brief mit dem Befehl erhalten, ihm schleunig nachzukommen. Der Stallbube glaubte das treulich.

In der folgenden Nacht machte Karl wunderliche Anstalten zu seiner Mesreise. Er stahl dem Grafen hundert Louisd'or und packte dessen Staatsuniform mit allen Zubehörungen in einen Mantelsack. Am Morgen zog er des Grafen bestes Pferd, einen ächten Engländer, aus dem Stalle und ritt wohlgemuth zum Thore hinaus.

In Leipzig angelangt, stieg er vor einem ansehnlichen Gasthause ab und forderte für seinen Herrn, der gegen Abend eintreffen werde, ein Zimmer. Das erhielt er, und man bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Als es Abend geworden, warf er im verschlossenen Zimmer die Livree ab und legte die Uniform an. So ging er fest aus dem Gasthose fort und begab sich in ein Kaffeehaus, wo ein berühmter Spieler Bank hielt. Der Reitknecht betrat das geheime Zimmer etwas schüchtern, weil es möglich war, daß Officiere von demselben Regimente, bei welchem sein



Herr stand, gegenwärtig seyn könnten. Er bemerkte jedoch keinen und setzte sich mit der schönen Hoffnung, Tausende zu gewinnen, muthig an den Spieltisch. Aber nach Verlauf einer Stunde war seine ganze gestohlene Baarschaft in den Händen des Bankhalters, und er verließ traurig den Tisch, weil er es nicht wagen wollte, sich den Namen des Grafen B\*\* zu geben und auf Kredit zu spielen.

Eben so unbemerkt, wie er, als Officier gekleidet, aus dem Gasthose gegangen war, schlüpfte er wieder hinein und in das gemiethete Zimmer. Am Morgen erschien er als Reitknecht unten im Hause und sagte zu dem Wirthe: er sey äußerst bekümmert, daß sein Herr gestern nicht angekommen sey; er werde vermuthlich auf einem nahen Landgute, das einer seiner Freunde bewohne, übernachtet haben. Um sich jedoch zu überzeugen, daß seinem Grafen — den er unter einem falschen Namen im Gasthose gemeldet hatte — kein Unglück widerfahren sey, wolle er flüchtig dahin reiten und nach ihm fragen. Er bitte jedoch, das Zimmer keinem andern Reisenden zu überlassen, weil sein Herr, der wichtige Geschäfte in Leipzig abzuthun habe, unfehlbar nach einigen Stunden eintreffen werde.

Man glaubte dem Lügner und ließ ihn ziehen. Das war sein Glück, weil er Zehrung, Rossfutter und Zimmermiethen nicht hätte bezahlen können.

Des folgenden Tages kam er zu Hause wieder an, fiel aber beinahe vor Schrecken vom Pferde, als er seinen Herrn, der unerwartet zurückgekommen war, am Fenster stehen sah. Der Graf hatte sein Gold schon vermißt und war überzeugt, daß ihn kein anderer Mensch als sein liederlicher Reitknecht bestohlen habe. Mit einem Stocke flog er die Treppe hinab und begrüßte seinen treuen Diener mit dem Zuruf: „Spitzbube, wo bist du gewesen?“ Lei-



chenblaß fiel ihm der jämmerliche Mensch zu Füßen und bekannte sein Verbrechen. Da konnte sich der Graf nicht enthalten, seinen Stock gleich auf der Stelle tapfer zu brauchen. Die Umstehenden erwarteten nun, es werde nach der Wache geschickt und der Verbrecher zur Haft gebracht werden. Allein der Graf begnügte sich, den Nichtswürdigen sofort aus dem Hause zu jagen und ihm den Rücktritt über seine Schwelle zu verbieten.

Wie er in den nächsten Jahren sein Leben gefristet hat, das ist dem Erzähler nicht bekannt. Er ward erst aufmerksam auf ihn, als er den Bettelstab öffentlich ergriffen hatte. Der Elende war damals noch nicht vierzig Jahre alt, aber so eingeschrumpft und hinfällig, daß er vollkommen das Ansehen eines sechzigjährigen, von Hunger und Kummer entkräfteten Mannes hatte. In einem grauen zerrissenen Rocke, den Kopf mit einem röthlich gewordenen Hute bedeckt und einen knotigen Stecken in der Hand, erschien er täglich in der Mittagsstunde auf den Stufen einer Kirche, und stellte sich an die Hauptpforte, von welcher er die Aussicht in acht verschiedene Straßen und Gassen hatte. Da ließ er sich eine halbe Stunde lang von der Sonne bescheinen oder von Angewitter umstürmen, und wandte sich nach allen umherlaufenden Gassen vielfältig hin und her. Es schien, als ob er mit sich zu Rathe gehe, wen er zum Behuf des fehlenden Mittagsbrodes um ein Almosen ansprechen wolle. War er endlich mit sich einig geworden, so lief er schnell die Stufen hinab und verschwand in einer der Gassen. Aber des folgenden Tages bestieg er um dieselbe Zeit seine hohe Warte wieder und drehte sich wie ein Wetterhahn rings umher.



Der Erzähler, der in der Nähe jener Kirche wohnte, hatte ein halbes Jahr lang die bequemste Gelegenheit, den Elenden täglich auf seinem Posten zu erblicken. Nachher verschwand er und ließ sich nicht wieder sehen. Er war, als beharrlicher Bettler, ins Arbeitshaus gebracht worden, wo er Wolle krämpeln und sich sein Brod damit verdienen mußte. Da er jedoch sein Leben lang müßig gegangen war, so befand er sich jetzt, da man ihn zu einer Beschäftigung zwang, eben so wenig in seinem Elemente, als ein Fisch auf dem trocknen Lande. Er, der über hundert tausend Thaler liederlich vergeudet hatte, starb bald nach seinem Eintritt in die ihm verhasste Anstalt auf einem Strohlager.